

Kraft und Ausdauer, während dieser bestimmt schlimmsten Aufgabe meines Lebens durchzuhalten. Ich bat um Segen für meine Familie und um eine friedliche Nachtruhe für uns alle. Denn obwohl ich meine Gefühle wieder unter Kontrolle hatte, graute mir vor den noch bevorstehenden Stunden der Dunkelheit.

Die Antwort auf mein Gebet war die Erinnerung an ein paar Zeilen eines Gedichts, an Zeilen, die ich einst auswendig gelernt, aber inzwischen längst vergessen hatte. Später zitierte ich sie vor Esmé, und sie erkannte sie.

*Es heißt, wenn das heilige Fest wiederkehrt,  
Wenn wir die Geburt unseres Erlösers feiern,  
Werden die Vögel singen die ganze Nacht.  
Und es heißt, dass kein Geist  
Sich unter die Lebenden wagt,  
Dass die Nächte und Sterne nur Frieden bergen,  
Dass den Feen und Hexen alle Macht genommen,  
So voll Wunder und Gnade ist diese Zeit.*

Und während ich diese Zeilen laut sprach, erfüllte mich langsam ein tiefer Friede. Ich war wieder ganz ich, aber gestärkt durch meinen Vorsatz. Nach den Feiertagen, wenn die Familie abgereist und ich wieder mit Esmé allein wäre, würde ich anfangen, meine Geschichte aufzuschreiben.

Als ich ins Haus zurückkehrte, hatten Isobel und Aubrey sich nach oben begeben, um, ihre Freude teilend, mit prall gefüllten Strümpfen für ihre kleinen Söhne herumzuschleichen. Edmund las, Oliver und Will waren im alten Spielzimmer ganz hinten im Haus, wo ein etwas mitgenommener Billardtisch stand, und Esmé räumte vor dem Schlafengehen das Wohnzimmer auf.

Über den Zwischenfall an diesem Abend wurde nicht ein Wort verloren, allerdings wirkte Esmé besorgt, und ich erfand als Ausrede für mein eigenartiges Benehmen eine Magenverstimmung. Dann kümmerte ich mich ums Feuer, klopfte meine Pfeife an der Kamineinfassung aus, und gewann meine Weihnachtsstimmung zurück. Ich dachte nicht mehr daran, welch einsames Grauen in den späten Stunden dieser Nacht vielleicht auf mich wartete. Morgen war Weihnachten, und ich freute mich darauf. Es würde eine schöne Zeit im Kreis der Familie sein, voller Frohsinn, Liebe und Freundschaft, Spaß und Lachen.

Und wenn die Feiertage vorbei waren, hatte ich zu tun.

# Londoner Nebel

Es war ein Montagnachmittag im November, und es wurde bereits dunkel, nicht, weil es schon so spät war – es ging auf fünfzehn Uhr zu –, sondern aufgrund des Nebels, eine waschechte Londoner Suppe, die bereits seit dem Morgengrauen von allen Seiten auf uns zuschwappte – falls es überhaupt ein Morgengrauen gegeben hatte, denn der Nebel hatte das Tageslicht erfolgreich zurückgehalten.

Der Nebel hing über dem Fluss, kroch durch Gassen und Gänge, wirbelte in dicken Schwaden zwischen den kahlen Bäumen der Parks und Gärten der Stadt. Aber auch in den Häusern blieb man nicht völlig von ihm verschont. Er wand sich durch Spalten und Ritzen wie schlechter Atem, stahl sich jedes Mal, wenn eine Tür geöffnet wurde, hinein. Es war ein gelblicher, schmutziger, übel riechender Nebel, ein Nebel, der einen würgte und die Sicht raubte und schmierige Spuren hinterließ. Die Menschen tasteten sich blind durch die Straßen, stolperten die Bürgersteige entlang. Der Nebel dämpfte Geräusche und ließ Formen verschwimmen. Vor drei Tagen hatte er die Stadt erobert und dachte offenbar nicht an Rückzug. Und wie alle diese Nebel war er bedrohlich und unheimlich, er verschleierte die gewohnte Welt, sodass die Menschen jegliche Orientierung verloren, als wären sie bei einem BlindeKuh-Spiel mit verbundenen Augen ein paarmal um sich selbst gedreht worden. Alles in allem war es ein trostloses Wetter, das noch mehr auf die ohnehin schon gedrückte Stimmung in diesem grauesten Monat des Jahres schlug.

Rückblickend wäre es einfach zu behaupten, dass mich an jenem Tag eine ungute Ahnung wegen meiner bevorstehenden Reise quälte, dass ein sechster Sinn, eine telepathische Intuition, wie sie in den meisten Menschen ungeahnt schlummert, in mir erwacht war. Aber ich war in jenen Tagen meiner Jugend ein robuster, ganz auf dem Boden der Tatsachen stehender junger Mann gewesen und hatte keinerlei beklemmende Vorahnung verspürt. Dass mein gewohnter Frohsinn ein wenig gedämpft war, lag ausschließlich am Nebel und am November, und wie mir erging es so gut wie allen Londonern.

Soweit ich es wahrheitsgetreu berichten kann, empfand ich nichts weiter als Neugier, ein berufliches Interesse an dem bisschen, in das Mr Bentley mich eingeweiht hatte –

und eine gewisse Erleichterung über die Aussicht, der ungesunden Atmosphäre von Nebel und dumpfer Feuchtigkeit zu entkommen. Außerdem war ich knapp dreiundzwanzig und hatte immer noch die schuljungenhafte Leidenschaft für alles, was mit Bahnhöfen und mit Reisen in Eisenbahnwaggons zu tun hatte, die von Dampfloks gezogen wurden.

Erstaunlich ist jedoch, wie gut ich mich an die kleinste Einzelheit jenes Tages erinnern kann, obwohl wirklich nichts Ungewöhnliches geschehen war und ich nicht hätte entspannter sein können. Schließe ich die Augen, sehe ich mich in der Droschke sitzen, die durch den Nebel zur King's Cross Station schleicht, ich rieche das klamme Leder der Polsterung und den unbeschreibbaren Geruch des Nebels, der rund um das Fenster hereindringt, ich spüre die Aufregung in meinen Ohren pochen, als hätte ich Watte hineingestopft.

Lachen schwefelgelben Lichts flammten aus Läden und oberen Hausfenstern, und aus den Souterrains drang es empor wie aus dem Höllenschlund. Rot glühende Punkte ließen die Maroniverkäufer an den Straßenecken erahnen, da und dort stieg von großen blubbernden Teerkesseln der Straßenarbeiter rötlicher beißender Rauch auf, und vereinzelt flackerte eine von Laternenanzündern hochgehaltene Lampe. Auf den Straßen herrschte wirrer, wenngleich gedämpfter Lärm von scharrenden Bremsen und den Rufen zahlloser Droschkenkutscher, die im Nebel kaum vorankamen und so gut wie blind waren. Und während ich aus dem Droschkenfenster in die Düsternis spähte, sah ich verschwommene Gestalten mit Schals und Tüchern oder Schleiern um Mund und Nase, die geisterhaft aussahen, und, sobald sie flüchtig durch einen Lichtkreis liefen, rotäugig und dämonisch wirkten. Für die etwa zwei Kilometer von Chambers zum Bahnhof brauchten wir nahezu eine Stunde, und da es absolut nichts gab, was ich hätte tun können, und ich mich auf einen schleppenden Beginn meiner Reise eingestellt hatte, lehnte ich mich zurück, tröstete mich damit, dass dies gewiss der schlimmste Teil sein würde, und ließ mir das Gespräch durch den Kopf gehen, das Mr Bentley am Vormittag mit mir geführt hatte.

Ich hatte pflichtbewusst an einigen langweiligen Einzelheiten von Pachtverträgen gearbeitet und dabei vorübergehend den Nebel vergessen, der sich hinter meinem Rücken wie ein Pelztier ans Fenster presste, als Tomes, der Buchhalter, hereinkam und mir ausrichtete, dass Mr Bentley mich sehen wolle. Tomes war ein kleiner, dünner Mann mit einem Gesicht von der Farbe einer Talgkerze und einem unaufhörlichen Schnupfen, der es unvermeidbar machte, dass er alle zwanzig Sekunden die Nase hochzog. Das war der Grund, weshalb er in eine winzige Kammer an der Eingangshalle verbannt worden war, wo er die Bücher führte und Besucher mit einer

Leichenbittermiene empfing, die sie ermahnte, ihr Testament zu machen, egal aus welchem Grund sie ursprünglich zum Anwalt gekommen waren. Es war auch ein Testament, das Mr Bentley vor sich liegen hatte, als ich in sein großes, gemütlich eingerichtetes Büro mit dem breiten Erkerfenster trat, durch das man an schöneren Tagen einen guten Blick auf das Inn of Court und seine Anlagen und damit auf das Kommen und Gehen der Hälfte aller Anwälte von London hatte.

»Setzen Sie sich, Arthur, setzen Sie sich«, wies Mr Bentley mich an, nahm seine Brille ab, putzte sie energisch und setzte sie wieder auf, ehe er sich offenbar zufrieden in seinem Sessel zurücklehnte. Mr Bentley hatte eine Geschichte zu erzählen, und Mr Bentley genoss es, wenn man ihm aufmerksam zuhörte. »Ich glaube nicht, dass ich Ihnen je von der ungewöhnlichen Mrs Drablow erzählt habe?«

Ich schüttelte den Kopf. Was jetzt kam, war auf jeden Fall spannender als die Ausarbeitung von Pachtverträgen.

»Mrs Drablow«, wiederholte er und nahm das Testament in die Hand, um es mir, über den Schreibtisch seines Sozius, zuzuschwenken. »Mrs Alice Drablow von Eel Marsh House. Sie ist gestorben, wissen Sie?«

»Ah.«

»Ja, ich habe Alice Drablow von meinem Vater geerbt. Wir sind die Anwälte ihrer Familie seit ... oh ...« Er winkte mit einer Hand in die Nebel des vergangenen Jahrhunderts zur Gründung von Bentley, Haigh, Sweetman and Bentley.

»O ja?«

»Ein hohes Alter.« Wieder schwenkte er das Dokument.

»Siebenundachtzig.«

»Und ich nehme an, es ist ihr Testament, das Sie da haben? Darf ich einen Blick reinwerfen?«

»Mrs Drablow«, er hob leicht die Stimme und ignorierte meine Frage, die ihn ein wenig aus dem Erzählen gebracht hatte. »Mrs Drablow war etwas sonderbar.«

Ich nickte. In den fünf Jahren, die ich bereits in der Firma war, hatte ich erfahren, dass eine Menge von Mr Bentleys älteren Klienten »etwas sonderbar« waren.

»Haben Sie schon mal von dem Nine Lives Causeway, dem sogenannten Neunlebendamm, gehört?«

»Nein, nie.«

»Wohl auch nicht von der Aalmarsch, dem Sumpfgebiet?«

»Nein, Sir.«

»Waren Sie etwa auch noch nie auf dem Land? In dieser Gegend?«

»Leider nein, Sir.«

»Wenn man dort lebt«, sagte Mr Bentley nachdenklich, »kann man leicht sonderbar werden.«

»Ich habe nur eine vage Vorstellung, wo es liegt.«

»Dann gehen Sie nach Hause, mein Junge, packen Sie Ihre Reisetasche und nehmen Sie den Nachmittagszug von King's Cross, steigen in Crew um und noch einmal in Homerby. In Homerby müssen Sie den Anschluss nach Crythin Gifford, einer kleinen Ortschaft, erwischen. Und dort heißt es, auf die Ebbe zu warten.«

»Ebbe?«

»Man kann den Damm nur bei Ebbe überqueren. Über ihn kommt man zur Aalmarsch und dem Haus.«

»Mrs Drablows Haus?«

»Sobald die Flut einsetzt, sind Sie bis zur nächsten Ebbe völlig abgeschnitten.« Er erhob sich und trat ans Fenster. »Es sind viele Jahre vergangen, seit ich zuletzt dort war. Mein Vater hatte mich mitgenommen, aber sie hat sich nicht besonders für ihre Besucher interessiert.«

»War sie verwitwet?«

»Ja, sie verlor ihren Gatten schon früh.«

»Kinder?«

»Kinder.« Mr Bentley rieb über die Scheibe, als könne er so etwas sehen, aber der Nebel schien mittlerweile noch dichter geworden zu sein, gelbgrau hing er vor dem Fenster, allerdings war da und dort aus den Kanzleien gegenüber dem Inn Yard verschwommener Lichtschein zu sehen. Eine Kirchenglocke fing an zu schlagen. Mr Bentley drehte sich um. »Nach allem, was wir über Mrs Drablow erfahren haben«, sagte er schließlich bedächtig, »hatte sie keine Kinder.«

»Besaß sie viel Geld oder Land? Waren ihre Angelegenheiten kompliziert?«

»Im großen Ganzen nicht, Arthur, nicht im großen Ganzen. Ihr gehörten natürlich das Haus und ein paar Besitztümer in Crythin Gifford, verpachtete Häuser mit Geschäften und Wohnungen und dergleichen, und ein Hof, der halb unter Wasser steht. Sie hat Geld für Deiche da und dort ausgegeben, aber ohne viel Erfolg. Und natürlich sind da die üblichen kleinen Stiftungen und Investitionen.«

»Das klingt alles recht unkompliziert.«

»Ja, nicht wahr?«

»Darf ich fragen, weshalb ich dann dort hinfahren soll?«

»Um unsere Firma bei der Beerdigung zu vertreten.«

»O ja, natürlich.«